

Nieder mit den Schulen, also! Schreiben — nicht um Naturalist oder Klassizist, sondern um wahr zu sein — das ist die Aufgabe. Und das ist künstlerische Wahrheit: gegen sich selbst treu sein. Ob man nun Eindrücke der inneren oder äußeren Wirklichkeit schildert, ob man nun vorzieht, wiederzugeben oder zu „schaffen“, zu zeichnen oder zu phantaziren — wenn man strebt, ein eigenes Ideal zu erreichen, seine Forderungen an sich selbst zu erfüllen, so ist man wahr; das ist die einzige Regel, die man geben mag.

Beim Schreiben sich direkt die „Wirkung“ vor Augen zu halten, wie unser dänischer Kritiker uns empfiehlt, ist weniger rätlich, weil man da gar leicht seinen Zweck verfehlt; der Leser merkt die Absicht und wird verstimmt. Und man tröste sich; die Wirkung kommt — wenn man anders ein Künstler ist. Was man erreichen will, ist ja, den Leser, der Bildung und ein verwandtes Temperament besitzt, dazu zu bringen, daß er sieht, was man selbst gesehen und (etwas von dem) fühlt, was man selbst gefühlt; jedoch das erreicht der Künstler am besten, wenn er all seine Kraft der Darstellung opfert.

Man darf aber nie vergessen, daß man nicht auf der Höhe seines eigenen Selbst steht, wenn man nicht zugleich auf der Höhe seiner Zeit steht: „der Herzschlag der Zeit selbst“ muß das Kunstwerk durchpulsen, wenn es „das Leben in sich tragen soll.“

Arne Garborg.

Feuilleton.

Mitschi: „La-bas et ailleurs“. Publications de la-Vie Parisienne.

E. Legouvé: „Fleurs d'hiver, nuits d'hiver, histoire de ma maison.“ P. Ollendorff.

Herr Jacques Saint-Gère hat die köstlichen Blandereien, die er sich als Steck und Mitschi zusammengereist hat, aus der Vie-Parisienne zu einem zierlichen und gefälligen Bändchen gesammelt, Zeichnungen von Caran d'Ache, dem parisischen Oberländer, J. L. Forain, dem genialen Humoristen des Socialismus, Sahib, Ballet und Bac dazwischen. Es ist aus Scherz, ein wenig Bosheit und viel Kunst ein anmuthiges Geschöpf geworden, dem man der rasche Freund auch bleibt: denn es verträgt die Grausamkeiten der Intimität. Darum wird es den Ruhm, den es auf den Boulevards gleich die erste Woche erwarb, auch draußen nicht verfehlen, wo nur immer Freunde segnigen und muskelstraffen Lachens finden.

Nämlich deswegen: weil Herr Jacques Saint-Gère ein Feuilletonist ist und weil er es in der modernen Note ist — dieser zwiefachen Rüstung widersteht kein Publicus.

Er ist ein Feuilletonist. Das geht nun freilich schwer, außerhalb der französischen Literatur zu erklären, was das ist, ein Feuilletonist und ein Feuilleton. Die Spanier lieben, es nachzuahmen, Italiener versuchen ähnliches, den Ungarn gelingt es; den germanischen Racen ver sagt sich diese sonst nicht spröde Kunst. Uns fehlt die Sache zum Wort, das wir über schändliche Dissertationen setzen, und wir haben keine Beispiele, an denen sich das Publikum bilden könnte. Eines freilich können wir uns rühmen, dessen sich die Franzosen nicht zu schämen brauchen, eines Genies des Feuilletons; aber die Schule Heinrich Heines ist längst verlegt. Die Wiener hatten einst Nürnberger, jetzt haben sie Spitzer; im Reiche ist außer M. G. Conrad heute kaum ein einziger.

So ein richtiges Feuilleton ist nämlich eine ganz merkwürdige und sehr verzwickte Geschichte; und wirklich ein Glück muß man es schon deswegen nennen, daß wir es in Deutschland nicht haben, weil unsere ästhetischen Systematiker sonst wahrhaftig am Ende den letzten Verstand verklären. Eigentlich, genau genommen, ist es gar nichts: aller Gehalt der Wirklichkeit, die etwa irgendwo außer dem Menschen sich Geltung eipbildet, wird von ihm schnöde verschmäht und mit Uebermuth behandelt. Und es ist dabei doch wieder, noch eigentlicher und noch genauer genommen, es ist zugleich dabei alles: denn was nur immer die äußere Alltäglichkeit den Nerven

und Sinnen gewähren kann, Lachen und Weinen, Wollust und Enttäuschung, Liebe und Haß steckt in seiner Wirkung. Es thut so bescheiden gebückt wie das im Schatten dunkelste Weilchen, kennt sich vor Schüchternheit gar nicht aus, meidet jeden Schein und die große Art — und hirst dabei doch vor heimlichem Hochmuth und versteckter Eitelkeit, indem es durchaus auf der ganzen Welt vor nichts als sich selber Respekt hat. Nein, nein, dem deutschen Professor kann man das ja nimmermehr erklären!

Und ich fürchte, ich fürchte: es wird doch nicht anders gehen als daß sie sich auch daran gewöhnen. Zwar habe ich die Zukunft leider nicht in Pacht und kann sie nach meinen Vorstellungen nicht kommandieren; aber manchmal, nach halben Geständnissen, wenn ich ihr recht beflissen den Hof mache, will es mir scheinen, als ob, wenn die Entwicklung noch lange in dieser Richtung weiter treibt, ein Moment einrücken müsse, ein unvermeidlicher, freilich auch wieder vergänglicher Moment, in welchem außer dem Feuilleton alle anderen Künste verschwänden, für eine Weile, weil sie den Ernst nicht mehr fänden, den sie voraussetzen, die Theilnahme an noch was anderem als den lieblichen Funktionen des Magens und der gewissenhaften Fütterung der Sinne.

Ich setze voraus, wie ich Sie kenne, daß Sie mir das ohnedies nicht glauben, sondern Mäßigung des Urtheils und Selbstzucht des Denkens genug besitzen, es einfach für verrückt zu halten. Es kann Ihnen ja also nichts machen, wenn ich Ihnen auch noch meine Gründe versehe, auf die Sie gewiß nicht hören. Mir aber fördert die werktätige Liebe des Paradoxen die sonst ach! nur zu oft verstümmte Verdauung zu schätzenswerther Leichtigkeit.

Also: wenn dieser müde Ekel an der Umwelt und die höhnische Verachtung des jämmerlichen Scheines rings, welche die eigentliche Signatur des heutigen Geistes ausmachen, noch eine Weile lang wachsen, was sollen uns dann am Ende die treuesten Sammlungen der sorgfältigsten Dokumente noch länger, nur neue Zeugnisse ewig der alten Gemeinheit, die wirklich schon langweilig ist? Aber wir haben auch die holde Zuflucht der glücklicheren Romantik verloren, die Rettung in Traum und verwölkte Phantastik: denn es ist auf uns selber ebensovwenig Verlaß als wie auf die anderen, wir finden in uns denselben albernen Betrug wie draußen und auch der eigenen Seele vertrauen wir nicht mehr. Es ist mit der Welt nichts los und mit dem eigenen Ich ist auch nichts los und nur das eigene Ich an der fremden Welt zu reiben, daß es die Nerven kitzelt, das ist, einschläfernd wie der sanfte Strich einer Angora, noch das beste Mittel, das Leben wegzueskamotiren.

Man nennt das Sensualismus. Und seine ausübenden Schüler nennt man heute mit einem schon etwas abgegriffenen Wort: *fin de siècle*. Und die einzige Denkweise, die ihnen — da sie so pessimistisch sind, daß ihnen der Pessimismus auch nicht mehr dafür steht — noch übrig bleibt, ist der feuilletonistische Geist, die Theorie ihrer Praxis: *se moquer de tout, blaguer tout, se railler lui-même*.

Ich könnte Ihnen noch sagen, daß diese feuilletonistische Anschauung auch das einzige Instrument zur modernen Wahrheit ist, wie sie die denkende Elite heute begreift, nämlich als Annäherungswert, und der nur erst in dem Augenblicke gilt, in welchem er schon wieder aufgehoben wird — aber da sperren Sie mich am Ende gleich mit Nießche zusammen, der auch so dumm war, seine für Staat und Kirche und selbst die sozialdemokratischen Wäbste gänzlich unbrauchbare Weisheit nicht lieber stille für sich zu behalten. . . .

Also, Mitschi ist ein Feuilletonist, und von den besten. Er übt diese leichtfertigte und wirksamste Kunst, aus nichts alles hervorzubringen, das älteste auf's neueste zu sagen, daß alle Welt verblüfft die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, und dann das neueste wieder, als ob es das älteste wäre, das sich alle längst gedacht haben; an alles zu rühren und nichts jemals ernst zu nehmen; und seine Absicht und seinen Entschluß mit Schäkern in den Beßer hinein zu lachen, daß er es gar nicht merkt und zu keinem Mißtrauen gelangt, und während er bloß den Suggestionen der Tagesgeschichte zu horchen und zu gehorchen sich stellt, vielmehr hinterrücks seine eigene Persönlichkeit dem ahnungslosen Publikum sachte zu suggeriren.

Und er ist der Feuilletonist der modernen Note. Damit ziele ich nicht den pessimistischen Kern seines Humors: die größten Blagueur's sind immer zugleich die größten Pessimisten gewesen.

von Aristophanes bis Nießche, und man lernt das Lachen erst aus der Thräne. Sondern dieses macht seine Moderne aus, daß er statt des phantastischen (Linie Vanville) realistischer Feuilletonist ist: er turnt seine Laune auf Documenten, während jene sie auf Imaginationen turnten.

Einige Proben, um die Tonart des Büchleins anzuschlagen; aus dem Berlinischen Theile natürlich, der übrigens der amüsanteste ist — aus realistisch-er Grausamkeit und romantischer Verbe zu funkelnenden und knallenden Paradoxen zusammengemischt.

„Es giebt in Berlin so viele kleine Welten, daß die große darüber verloren gegangen ist.“

„Die Berliner Schauspielerin — mit wenigen Ausnahmen, welche auf Reisen verdorben worden sind — hat keinen Liebhaber, sondern einen Bräutigam. Der Brautstand dauert von einem Monat bis zu einem Jahre. Aber endlich, der Herr heißt Bräutigam und der Anstand der Dame ist gewahrt.“

„Die Schauspielerin hat selten Tugend, aber immer eine Mutter.“

„Für den preußischen Offizier ist die Frau ein seltenes Bedürfnis, niemals ein Vergnügen.“

„Première heißt in Berlin die Vorstellung eines Stückes, von dem die Schauspieler noch keine Ahnung haben. . . Nur der Regisseur ist im Frack; alle Welt sonst im Jaquette; vielleicht auch einige in Pantoffeln.“

Nun würde ich Ihnen gern noch das muntere Berliner Sittenbildchen zeigen, das „ces demoiselles“ überschrieben ist; dies verbietet leider meine wohlbekannte Prüderie.

Das andere ist aber auch ein Flauberbuch, aus Vergnügen zum Vergnügen; aber von der alten Rage, die schwindet, an Auszehrung der Harmlosigkeit. Fener Humor damals, lebensfroh, hoffnungsfönnig, pausbäckig wie ein Blasengel, ging aus dem inneren Wohlsein hervor; der unsere heute, galgengestimmt, gallig, stark Cocotte, geht über die innere Krankheit hinweg. Damals, unsere Väter fühlten sich von allen Dingen angelacht, von deren Glanz und Lust sie nimmer genug kriegen konnten; uns heute bleibt nichts übrig, als alle Dinge auszulachen, deren Ekel und Verdruß uns zum Halse heraussteigt. Wir sind philosophischer, sie waren glücklicher. Das geht schon einmal nicht anders: die Kunst, sich dämpfen zu lassen, oder die Wissenschaft der Verzweiflung — außer den beiden ist keine Wahl.

Das Buch ist ein bischen breit, unsere hastigen Nerven verlangen ein eiligeres Tempo, und es ist ein bischen platt, unsere müden Sinne verlangen herbere Würze, und ein bischen sehr schwachhaft und unnötig selbstgefällig und langwierig umständlich in glatt ausgestreckten Sätzen, wo die freche Wendung eines schlagfertigen Adjektivs genügte — auch das merkt man ihm an, daß diesen wunderlichen Alten das Schreiben beinahe Vergnügen machte, das uns Fluch und Beschwerde ist. Mit einem Wort vieux jeu von A bis Z, wie von dem greisen Akademiker nicht anders zu erwarten. Doch finden sich Begegnungen mit Bedeutsamen ausgezeichnet, muntere Anekdoten und manchmal in raschen und legeren Zügen ein Bildniß, das lebt — und am Ende etwas Himbeerjast, auch ohne Soda, so von Zeit zu Zeit, da weiß man seinen Abhynt hernach erst wieder zu schätzen.

Eine Anekdote habe ich behalten, weil sie den ewigen Widerspruch von Vater und Sohn charakterisiert, der die Verträglichsten niemals recht auf gleich kommen läßt. „Schan,“ pflegte der alte Labiche zu sagen, als sein Sohn schon eine europäische Berühmtheit war, „Deine Stücke sind ja gewiß ganz schön. Und sie haben Erfolg, was niemanden mehr freuen kann als mich. Aber es fehlt Dir zuletzt eben doch ein gewisses etwas, tu n'as pas la petite larme.“ Das ist zuletzt die ewige Kränkung aller Väter, die sich in jeder Generation wiederholt, daß den Söhnen jedesmal „das Gemüt“ fehlt. Und es wird wohl auch so bleiben, vorläufig wenigstens.

Labiche ist übrigens lustig porträtiert. „Ah, meine Freunde, Labiche bei Tische — Welch ein Kamerad! Er aß für zwei, trank für drei, lachte für vier und machte Lachen für zehn. Er hat den Geist sämtlicher Weine, die auf dem Tische sind: der Reize nach schäumend wie der Champagner, heiß wie Burgunder, gesund wie Bordeaux und edel wie Madeira.“

Alles in allem, weil der teutonische Kritiker es ja nimmermehr versäumen darf, am Ende eine Note auszuthellen: wenn man berücksichtigt, daß der Mensch eben doch bloß von der Akademie ist, ein eben noch recht befriedigendes Buch.

Germann Zahrt.

